



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Franzosen im Jahre 1806 in Berlin.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

niedrigung, Trägheit, Gleichgiltigkeit, vor dem Geschmack an der Mode und dem Reichthum, den wir ihnen zum Vorwurf machen." In der That kann man die Mißbräuche der Verwaltung nicht der Aristokratie Schuld geben. Sie hat keinen Vorzug in den Offizierstellen, noch weniger in den Bureaurämtern, um welche sie sich wenig bewirbt. Der Mangel an militärischer Erfahrung ist bei dem Bürgerthum ebenso groß, als bei dem Adel und rührt von dem Mangel guter Specialschulen her. Die Hauptangriffe waren gegen die „Patronage“ gerichtet, dagegen, daß die Minister bei Anstellungen weniger auf das Staatswohl, als darauf sehen, daß sie ihre alten Klienten belohnen und neue Klienten sich schaffen; dagegen, daß Familien-, gesellschaftliche und Parteirücksichten bei der Besetzung der Stellen eine große Rolle spielen. Man darf aber nicht vergessen, daß ein freier Staat wie England ein Staat ist, wo die Parteien herrschen und wo die herrschende Partei genöthigt ist, die Staatsämter mit ihren Anhängern zu besetzen. Es kommt nur darauf an, daß diese Anhänger für dies ihnen übertragene Amt geeignet und tüchtig sind und dies zu erreichen wird der öffentlichen Meinung in England, sobald sie es ernstlich will, sicherlich gelingen. Der öffentlichen Meinung in England hat noch kein Ministerium Widerstand zu leisten vermocht.

### Die Franzosen im Jahre 1806 in Berlin.

Endlich hatte Friedrich Wilhelm III. dem Drängen der russisch gesinnten Partei nachgegeben, die den Krieg gegen Frankreich als eine von dem Nationalwillen dringend geltend gemachte Forderung hinstellte und unmittelbar nach der Rückkehr der Königin aus Pyrmont eilten Couriere nach allen Seiten, um der Armee den Befehl zu überbringen, sich in Bewegung zu setzen.

Der Prinz Louis Ferdinand, dessen feuriges Temperament ihn weit über die Grenzen ruhiger Besonnenheit hinausführte, war vielleicht ebendeshalb der Held der Berliner geworden. Prinz Louis war jedenfalls von der Natur sowohl in leiblicher wie geistiger Beziehung auf das entschiedenste begünstigt worden, er hatte einen schönen, starken Körper, neben diesem einen hellen Verstand, aber auch heftige Leidenschaften. Gern glauben wir einem seiner Zeitgenossen, welcher sich in Bezug auf ihn in folgenden Worten äußert: „Für ihn war nur der Königsthron, und da er ihn nicht besaß, so wußte er nicht, was er mit seiner Kraft anfangen sollte; er ließ also seinen Leidenschaften den Zügel schießen und gab sich ganz dem physischen Genuß hin. Bei Tage Champagner, des Nachts schöne Mädchen, zur Abwechslung Musik und Jagd, unter diese theilte er sein Leben.“ — Der völlige Gegensatz hiervon war der schüchterne, der nüchterne, in

seiner inneren Gemüthswelt lebende Friedrich Wilhelm III. Unter diesen beiden so verschiedenen Charakteren konnte selbstredend keine Sympathie stattfinden und beide standen sich daher auch sehr kalt gegenüber. Prinz Louis wollte den Krieg gegen Frankreich, weil sich für ihn dabei die Aussicht eröffnete, Ruhm zu erwerben; die Idee, Napoleon zu besiegen, verfolgte ihn Tag und Nacht und um den König aus seiner friedlichen Stellung herauszudrängen, ging er zuletzt, als alle anderen Mittel nichts fruchteten, zu persönlichen Angriffen über, indem er Friedrich Wilhelm III. durch Persiflagen, Sarkasmen und beißenden Witz verfolgte, hierbei auf die empfängliche Königin einzuwirken suchte und in seinen Angriffen zuletzt so weit ging, daß er den König des Mangels an persönlichem Muth ganz offen beschuldigte. So zeigte ihm z. B. einstens ein Büstenhändler den Gott Mars und den König. Prinz Louis betrachtete beide Gegenstände eine Zeitlang und antwortete dann: „Ja, ja, der erste ist der Gott Marsch und der letzte der Gott Halt.“ Auf diese Weise wurde Friedrich Wilhelm, an seinem persönlichen Ehrgefühl angegriffen, unter Zuthun des Prinzen Louis zu einer Zeit, aus der von ihm eingenommenen Neutralität herausgedrängt, wo alle Verhältnisse sich auf das ungünstigste für einen Krieg gegen Frankreich aussprachen, der, ein Jahr früher im Verein mit Oestreich und Rußland begonnen, vielleicht zu ganz anderen Resultaten geführt hätte. In Berlin, wo man noch mitten in den Traditionen lebte, welche der Ruhm Friedrichs des Großen dem Volke als Erbschaft hinterlassen hatte, zweifelte die Masse der Bevölkerung keineswegs an einem siegreichen Ausgang des Feldzuges, mit Ausnahme der kleinen für ein französisches Bündniß eingenommenen Partei, die man aber jetzt verfolgte und mit gehässigen Augen ansah, sowie mit Ausnahme weniger Patrioten, welche die Köpfe schüttelten und tief betrauertem, daß dieser so plötzliche Bruch mit Frankreich, wenn er nun einmal von politischen Gründen geboten wurde, nicht schon ein Jahr früher erfolgt sei, wo bereits dieselben Motive hierzu vorlagen und wo Preußen unter ganz andern, ihm günstigen Umständen hätte auftreten können.

Während so in den öffentlichen Localen Berlins mit einer Wuth politisirt wurde, die oft die sich bekämpfenden Parteien verleitete, selbst bis zu Faustschlägen überzugehen, äußerte sich die Stimmung des Publicums nicht minder laut im Theater; dort waren „Wallensteins Lager“ und der „politische Zinngießer“ an der Tagesordnung — das erste Stück deshalb, weil es die Gelegenheit darbot, das damals bekannte Kriegeslied:

Die Trommel ruft, die Fahne weht etc.  
zu singen und das zweite, weil in demselben Unzelmann in grünem Schlafrock und in der Nachtmütze als politischer Zinngießer Gelegenheit fand, die Zuhörer den Zeitverhältnissen gemäß zu haranguiren; denn entweder benutzte er seine Rolle dazu, um in dieselbe einen Aufruf an den Patriotismus der Nation

einzuflchten, welcher jedes Mal mit der donnernden Abfingung des Liedes „Heil dir im Siegerkranz“ fchloß, oder er extemporirte an paffenden Stellen und fagte fo, wenn er von der Charte von Polen fprechen folte, worin fich ein Loch befinde, ftatt beffen: „die Karte von Deutfchland hat einen Riß bekommen, aber es wird fich ein braver Mann finden, der ihn wieder zumacht,“ was ihm dann jedes Mal einen donnernden Applaus einbrachte. Troz diefer allerdings nichts koftenden Ovationen gelang es aber nicht, bei der berliner Bürgerfchaft auf dem Wege der Collecte die Summe von 30,000 Thalern aufzubringen, um der Garnifon Mäntel davon machen zu laffen und der Magiftrat mußte zufrieden fein, als 6000 Thaler einkamen, wobei fich der Miniſter Graf Schulenburg mit 25 Thalern betheiligte.

Was die berliner Preffe anbelangt, fo verfuhte auch diefe einen Anlauf zu nehmen. „Der Freimüthige“, „der Hausfreund“, „der Staatsanzeiger“, der „Telegraph“, ja felbft der „Beobachter an der Spree“ zogen gegen die parifer Blätter zu Felde, der Doctor Merkel, als Lette ein Unterthan Kaiſer Alexanders, trat für diefen öffentlich in die Schranken und der Dichter Mähler fchrieb einen Band Kriegslieder, welche die Soldaten zu muthigen Thaten begeistern follten.

Allerdings fielen mitten unter diefes Treiben als trübe Schattenbilder bald darauf zwei Nachrichten, von denen die eine den Rückzug des Generals Tauenzien, die andre den Tod des Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld meldete, doch bald verdrängten andre aus der Luft gegriffene und jedes poſſitiven Grundes entbehrende Siegesnachrichten, die fich vom 13. bis 17. October unaufhörlich folgten, den trüben Eindruck, welchen namentlich der Tod des populären Prinzen, von deffen Muth man fo viel hoffte, hervorgerufen hatte. Bald hieß es, Fürft Hohenlohe habe bei Zeitz ein Corps unter Marſchall Soult geſchlagen und zerſprengt, bald wollte man wiſſen, die Franzoſen würden zwifchen zwei Feuer genommen und durch das hohenlohiſche und eugeniſche Corps aufgerieben werden. Da der Gouverneur von Berlin, Graf Schulenburg, an ſeinem Hauſe in der Behrenſtraße Bulletins hatte anſchlagen laffen, welche die erſtbezeichnete Nachricht beſtätigten, ſo ſah alles mit der geſpannteſten Erwartung der Meldung von dem Gewinn einer Hauptſchlacht entgegen, man horchte, ob man nicht den Kanonendonner vernehmen könne, überall zeigte ſich ein unruhiges Drängen und Treiben und beſonders das Gouvernementsgebäude war fortwährend belagert, um zu vernehmen, ob nicht eine entſcheidende Nachricht angelangt ſei. Dieſelbe kam allerdings, aber leider in einem ganz andern Sinne, wie die öffentliche Meinung dies vermuthet hatte. Am 17. October früh traf der Rittmeiſter von Dorville als Courier ein und brachte Depeschen, welche die Meldung von einer vollſtändigen Niederlage der preußiſchen Armee enthielten; einige Stunden darauf ſtanden die ſtaunenden

Berliner bereits an den Straßenecken und hefteten ihre verwunderten Blicke auf rothe Zettel, die, sehr lakonisch abgefaßt, folgende Worte enthielten:

„Der König hat eine Schlacht verloren; jetzt ist Ruhe Bürgerpflicht; ich bitte darum. Der König und seine Brüder leben noch.“ Schulenburg.

Der Siegeshoffnung und dem festen Bewußtsein zu erwartender Triumphe machte nun auf einmal Niedergeschlagenheit und Furcht Platz. Während sich der Staatsrath versammelte und die Entfernung aller Kassenbestände und königlichen Effecten beschloß, herrschte in Berlin in hohen und niedern Kreisen die größte Bestürzung; wer es nur einigermaßen nach seinen Mitteln vermochte, packte seine Sachen und bereitete sich zur Flucht nach Stettin, Küstrin oder Schlesten, während umgekehrt wieder das Landvolk sich mit seiner Habe nach Berlin drängte. Ueberall zeigte sich Schrecken und Verwirrung und eingeschüchtert durch die palmsche Hinrichtung versäumten auch die Redacteurs der berliner Blätter nicht, ihre Person bei Zeiten in Sicherheit zu bringen, weshalb auch der Volkswiz, der selbst in diesem trüben Augenblick nicht müßig blieb, flugs den „Freimüthigen“ in den „Kleinmüthigen“ umtaufte.

So stark war der Schrecken, daß sich der größte Theil der Mitglieder des Staatsrathes kurz nach dem Eintreffen der Nachricht von dem Verluste der Schlachten von Jena und Auerstädt aus Berlin entfernte, obgleich eine damals an denselben gerichtete Cabinetsordre ziemlich beruhigend klang, indem es in derselben unter andern hieß: „Meine Armee ist auf allen Punkten geschlagen, da ich mich aber sogleich in Friedensunterhandlungen eingelassen habe und hoffentlich bald damit zu Ende kommen werde, so wird der Feind wol nicht nach Berlin kommen.“ — Als Graf Schulenburg abzog, tröstete er die ihn begleitenden Volkshaufen mit den Worten: „Beruhigt euch, ich lasse euch meine Kinder hier“ — was wol Bezug auf den Fürsten Saksfeld haben sollte, welcher sein Schwiegersohn war und der nun als Gouverneur an die Spitze einer neugebildeten Municipalität trat. Diese neue Behörde, welche für den Augenblick als eine provisorische Regierung betrachtet werden konnte, schritt zunächst zur Errichtung einer Bürgergarde, die indessen nur einen höchst jämmerlichen Anblick darbot, da sich die wohlhabenden Bürger dieser patriotischen Pflicht entzogen und von dem Rechte Gebrauch machten, welches ihnen gestattetete, für Geld Stellvertreter zu stellen, so daß hiermit zuletzt die Pflicht, die Residenz zu schützen, in die Hände des Pöbels gelangte. Eine zweite Maßregel bestand in der Aufbringung einer Million, um damit die ersten Bedürfnisse der zu erwartenden Franzosen befriedigen zu können und eine dritte endlich in der Absendung einer Deputation an Napoleon, um für die Stadt um Schonung zu bitten. Dieser antwortete der Kaiser: „Sie haben den Krieg gewollt, nun haben Sie ihn; in meinem Plane lag dieser Krieg

nicht\*), versichern Sie aber der Stadt Berlin meinen Schutz: das Privateigenthum und die Personen sollen gesichert sein.“

Was die Wegschaffung des Schazes, der königlichen Effecten und sämtlicher Kassen anbelangt, so ging auch diese theils übereilt, theils planlos von Statten. Die meisten dieser Gegenstände wurden nach Stettin und Küstrin dirigirt, mußten aber wegen des schnellen Vordringens des Feindes auch von dort ungesäumt weitergeschafft werden, doch fielen in ersterem Plaze die von Berlin dahin transportirten Gewehre in dessen Hände, weil — was für die damaligen Zustände gewiß charakteristisch ist — das Kriegscollegium drei Tage darüber berathen hatte, ob es pro Hundert einige Groschen mehr Fracht wie gewöhnlich bezahlen sollte oder nicht. Auch in Betreff der Ausleerung des Zeughauses und der rechtzeitigen Vergung des darin befindlichen Kriegsmaterials herrschte Kopflosigkeit und jeder Mangel an Umsicht, weshalb auch die Franzosen bei ihrer Ankunft dort noch eine beträchtliche Anzahl von Geschützen und andern Waffen fanden. Während man in den Tagen vom 16. bis zum 24. October gestattete, daß sich die Berlin verlassenden Privatpersonen ausschließlich der vorhandenen Schiffe und Fuhrwerke bemächtigten, um damit häufig die erbärmlichsten und unbrauchbarsten Möbel fortzuschaffen, blieb ein großer Theil des wichtigsten Kriegsmaterials, womit man theilweise die eben erlittenen Verluste hätte ersetzen können, an Ort und Stelle liegen. Ein beim Zeughause angestellter Beamter, welcher noch frühzeitig darauf aufmerksam gemacht wurde, das kostbare Material in Sicherheit zu bringen, antwortete verdrießlich: „man lasse mich in Ruhe, weiß ich doch ohnehin nicht, wo mir der Kopf steht,“ eine Aeußerung, die einen zu jener Zeit lebenden Schriftsteller bei der Betrachtung der damaligen Zustände zu der Bemerkung veranlaßte, daß der eigne Kopf, und sei er noch so leer gewesen, für diesen wie für viele andre Beamte der damaligen Zeit mehr Werth gehabt habe, als das leere Zeughaus, das nur dem Staate gehörte.

Man würde den Berlinern Unrecht thun, wenn man behaupten wollte, sie wären bei dem hereinbrechenden Unglück gleichgiltig geblieben, oder sie hätten bei der Sorge für ihre persönliche Sicherheit alles das vergessen, was ihr besseres Gefühl bei dem hereinbrechenden Unglück dem tiefgebeugten Vaterlande schuldig war. Wir haben schon vorhin bemerkt, daß bei der Nachricht von der verlorenen Schlacht sich überall Bestürzung und Niedergeschlagenheit verbreitete. „Auf jedem Gesicht,“ so sagen Augenzeugen, „laß man die stürmenden Bewegungen des innern Menschen, und den Wunsch der Verzweiflung, daß bald, doch bald eine tröstende Nachricht kund werden möchte; ein

\*) Diese Versicherung stimmt allerdings nicht mit der Handlungsweise Napoleons im vorhergehenden Jahre überein, denn damals schrieb er an Bernadotte, indem er den Durchmarsch durchs Anspachsche befahl: „Man muß alles aufs Spiel setzen, um alles zu gewinnen.“

dumpfes Gemurmel durchschlich die Menge, es schien eine Menschenverbrüderung, eine einzige unglückliche Familie zu sein, deren Glieder sich kaum anzusehen vermochten, weil jeder Blick Kummer, nicht Trost sprach.“ — Aber so richtig diese Bemerkungen auch sein mögen, so halten doch auch dieselben Bericht-erstatte nicht mit der Bemerkung zurück, daß sich auch hierbei der angeborne Leichtsinne der Berliner und ihre Sucht, stets nach etwas Neuem zu haschen, nicht verleugnete, denn kaum war der erste Schrecken überwunden, so wälzten sie sich auch schon stromweise, als endlich wirklich die Franzosen anlangten, zum Thore hinaus, um die einrückenden Sieger und das von ihnen aufgeschlagene Lager in Augenschein zu nehmen. Dieser bedeutungsvolle Tag war der 24. October, gewiß einer der merkwürdigsten und unvergeßlichsten in den Annalen Berlins. Es mochte etwa gegen elf Uhr des Vormittags sein, als sich der Ruf verbreitete, die Franzosen zögen in die Stadt ein. Alles stürzte nach dem brandenburger Thor und bald zeigte sich in der That auch ein Trupp von etwa hundert Mann, theils reitende Jäger, theils Husaren und Artilleristen, die das noch immer hoffende Volk ihrer grünen Uniformen wegen anfänglich für Russen hielt, weil sich kurz vorher das Gerücht verbreitet hatte, dieselben wären bei Stettin gelandet und eilten nun zum Entsatz herbei. In solchen Zeiten der Aufregung glaubt man alles und besonders das, woran sich die letzte Hoffnung festklammert. Auch konnte eine solche Täuschung natürlich nur sehr kurze Zeit dauern — sie schwand, als bald darauf das neunte französische Husarenregiment vom potsdamer Thor her einrückte; diesem folgte des Nachmittags mit klingendem Spiel das erste, zweite und zwölfte Regiment chasseurs à cheval, während zu derselben Zeit vor dem hallischen Thor das davoustische Corps anlangte und sich dort im Freien lagerte. General Hülin übernahm das Amt als Commandant von Berlin und als man sah, daß von Plünderung und rohen Soldatenercessen nicht die Rede war, fand man sich allmählig in die neue Lage, obgleich Handel und Wandel noch immer darniederlagen, das baare Geld mangelte und die Stadt an Mundvorrath Noth litt.

Am 27. October des Nachmittags vier Uhr traf endlich der französische Kaiser, von Charlottenburg kommend, unter dem Donner der Kanonen und umgeben von seinen Garden und den Marschällen Prinz von Neufchatel, Davoust, Augereau, Lefebvre und Bessières in Berlin ein. Ein Augenzeuge beschreibt bei dieser Gelegenheit seine äußere Erscheinung folgendermaßen:

„Seine Figur ist klein, er hat ein Embonpoint, das er, nach den Gemälden, die ihn früher darstellten, erst vor kurzem erhalten haben muß. Sein Teint ist olivenfarbig und die Muskeln seines Gesichts sind trocken; beides gibt ihm ein finsternes Ansehen. Das bräunliche Auge ist zwar nicht feurig zu nennen, doch ist sein Blick durchdringend; erforschende Anmuth mangelt

diesem Blick zwar, aber nicht Haltung und Festigkeit, ja, wenn der plötzlich von ihm Angesehene nicht erschrickt, so ist er ein muthvoller Mann. Seine Gesichtszüge zusammengenommen sind harmonisch, imponirend — sein Auge ist in ewiger Bewegung und spricht die immer rege glühende Thätigkeit seines eigentlichen Ichs aus. Nur selten wird der Ernst seines Gesichts von einem Lächeln vermischt, aber es ist ein eignes, höchst seltsames, wunderbares Lächeln, das dem Nächststehenden untersagt, ein Gleiches zu thun. Dies Lächeln ist wie der Blitz — man kann sich des Strahles nicht erfreuen.“

Am brandenburger Thor wurde der Kaiser von einer Deputation empfangen, die aus den wenigen zurückgebliebenen Ministern, dem Bürgermeister und dem Magistrate, aus einer Anzahl der vornehmsten Einwohner, sowie aus einer Ehrengarde zu Pferde bestand, welche letztere meist aus jungen Referendaren zusammengesetzt war. Spalier bildeten die Truppen bis zum Schlosse, wo sich bereits von neuem die vorerwähnte Deputation aufgestellt hatte, durch deren Reihen Napoleon mit einem leichten Kopfnicken schweigend schritt, um sich in die für ihn bereit gehaltenen Gemächer zu begeben. Erst am folgenden Tage war große Cour, wobei dem Kaiser durch die betreffenden Minister die Geistlichkeit und die höheren Justizbeamten vorgestellt wurden, mit denen er sich etwa eine halbe Stunde unterhielt und in wohlwollenden Worten sie seines Schutzes versicherte. An demselben Tage fiel auch die Verhaftung des Fürsten von Hatzfeld vor, welcher angeblich mit dem Prinzen von Hohenlohe in geheimer Correspondenz gestanden und demselben über die Stellung und die Bewegungen der französischen Armee Nachricht gegeben haben sollte. Die Gemahlin des Fürsten von Hatzfeld, eine muthige Frau, eilte auf das Schloß, warf sich dem Kaiser zu Füßen und erlangte die Begnadigung ihres Mannes.

Wir haben schon erwähnt, daß ein großer Theil von Waffen, Munition und Montirungsgegenständen in die Hände der Feinde fiel, welche man bei einiger Thätigkeit und Umsicht noch rechtzeitig hätte retten können. Zwar waren die militärischen Kleiderkammern nicht jedermann bekannt, allein auch jetzt fehlte es an ehrlosen Verräthern nicht, die, um den ausgesetzten Lohn, bestehend in dem vierten Theile des Fundwerthes, zu verdienen, die Orte den Franzosen anzeigten, wo diese Gegenstände verborgen lagen. Daß selbst der Feind ein solches schimpfliches Benehmen tief verachtete und ihm den verdienten Stempel der Brandmarkung ausdrückte, geht unter anderem aus der bekannten Aeußerung eines französischen Oberbeamten hervor, welcher einem solchen Denuncianten, als er ihm einen Ort bezeichnete, wo königliches Holz lag, kurz und lakonisch antwortete:

„Gut — aber der König von Preußen muß doch auch noch Holz behalten, um alle die undankbaren Schurken, welche ihn verrathen, hängen zu lassen!“

Im Allgemeinen war das Betragen der französischen Soldaten in Berlin ein zufriedenstellendes, wie es die strenge Disciplin in der napoleonischen Armee mit sich brachte und mit wenigen Ausnahmen zeigten sich die fremden Gäste genügsam, sobald sie nur die Ueberzeugung gewannen, daß es ihren Wirthen nicht an gutem Willen fehlte. Das, wonach sie am meisten begehrten, war ein reinliches Bett, Fleischbrühe und ein Glas Wein, wenn sie es haben konnten. Doch erließ auch General Hülin, um dem Soldatenübermuth bei Zeiten Schranken zu setzen, einen Befehl, wonach „jeder Militär und jede zur Armee gehörige Person, welche bei einem Bürger im Quartier lag, verbunden war, die gewöhnliche Mahlzeit, welche dieser nach seinem Stande und Vermögen halten konnte, mit ihm zu theilen und ihm auferlegt wurde, unter keinerlei Vorwand mehr zu verlangen.“

Im Uebrigen gingen die berliner Behörden in erbärmlicher Aengstlichkeit und infolge des daraus entspringenden Eifers oft viel weiter, als dies im Willen der französischen Machthaber lag. Schon vor dem Einzuge des Feindes hatten die Aeltesten der berliner Kaufmannschaft ein Circular in Umlauf gesetzt, in welchem auf die Nothwendigkeit hingewiesen wurde, die Summe von einer Million zusammenzubringen, um damit dem feindlichen commandirenden General zur Aufrechthaltung seiner guten Laune ein Geschenk zu machen; später befahl General Hülin die Ablieferung von Waffen von Unbefugten und Privatpersonen, der Magistrat aber ließ es nicht dabei, sondern machte öffentlich bekannt „daß jeder Bürger sein Gewehr, bei Strafe erschossen zu werden, abliefern sollte“, infolge dessen der französische Commandant Veranlassung fand, sich in den Zeitungen dahin auszusprechen, „wie er erstaunt sei, eine so strenge Verordnung in öffentlichen Blättern zu finden. In Zukunft solle man mit der Androhung solcher Zwangsmaßregeln so lange warten, bis er sie dem Magistrat vorschreiben würde und dieser solle nichts mehr proclamiren, was ihm nicht vorher mitgetheilt worden wäre.“

Um diese Zeit begann man auch auf den Befehl Napoleons preussische Regimenter für den französischen Dienst auf dem Wege der Anwerbung zu errichten und der Fürst Karl von Isenburg erließ am 18. November eine darauf Bezug habende Proclamation, welche wir hier als ein Kennzeichen jener für Preußen und Deutschland so traurigen Zeit mittheilen, obgleich wir dieselbe unfrem inneren Gefühl nach lieber übergehen möchten. Dieser Aufruf lautete:

„Nachdem Se. Majestät der Kaiser von Frankreich und König von Italien mir die Errichtung eines Infanterieregiments von vier Bataillonen, so aus lauter Individuen, die in preussischen Diensten gestanden, zusammengesetzt werden soll, gnädigst zu übertragen geruht haben, so wird hier mit allen denselben Herren Offiziers der preussischen Armee, so mit Capitulation in französische

Kriegsgefangenschaft gerathen sind und welche den Wunsch hegen, aus dieser unangenehmen Lage herauszutreten, indem sie ihre bisherigen Dienste quittiren, um ihre Thätigkeit und militärischen Talente dem Dienste unsres unüberwindlichen Kaisers zu widmen, eine Anstellung in ihrem vorher in der Armee bekleideten Rang in diesem Regimente angeboten. Diese ehrenvolle Anstellung sichert denjenigen, so dieselbe zu erlangen wünschen, den Schutz und die väterliche Sorge des angebeteten Helden, der seine Krieger wie seine Kinder liebt\*), im vollsten Maße zu und dieselben werden in allem den Offizieren der französischen Armee gleich gehalten werden und ebenfalls alle die Vortheile des französischen Soldaten genießen. Welcher Soldat ist glücklicher als dieser? Sold, Kleidung und Verpflegung im reichsten Maße, übertreffen die jeder anderen Armee; der französische Soldat lebt besser als der Unteroffizier anderswo und genießt eines Ueberflusses, der ihm die Last des Dienstes zum leichten Geschäft macht. Eilt herzu, tapfere Krieger! tretet unter die Fahnen Napoleons des Großen und gehet mit ihm dem Siege und unsterblichen Ruhme entgegen. Der Sammelplatz dieses Regiments wird Leipzig sein.“

Glücklicherweise herrschte in der preussischen Armee, trotz des Unglücks, welches sie betroffen und trotz der Demoralisation, in welche sie seit dem Tode Friedrichs II. verfallen war, doch noch soviel von dem Geiste des großen Königs, daß dieser marktschreierische, im bombastischen Stil abgefaßte Aufruf nur geringen Erfolg hatte. Das alte preussische militärische Ehrgefühl war in dem Augenblick, wo es so sehr gebeugt worden, doch noch stark genug, um der Versuchung zu widerstehen „unter den Fahnen Napoleons des Großen“ Angesichts des tiefgefnechteten Vaterlandes „zum unsterblichen Ruhme“ zu eilen.

Bemerkenswerth sind auch die Berichte der Zeitgenossen jener Unglücksperiode über die herrschenden Verkehrsverhältnisse bei so außergewöhnlichen Umständen. Zwar wurden die Landleute angehalten, Korn in die Magazine Berlins zu liefern und die Bäcker erhielten aus denselben ihren Bedarf, aber im Uebrigen lag doch jede Gattung von Handel und Wandel darnieder. Dagegen etablierten sich andere sehr gangbare Geschäfte, wie solche grade der Krieg mit sich brachte und hier bildete der Gendarmenmarkt eine Art permanenten Jahrmarkt, auf welchem es an Verkäufern und Käufern nie mangelte; Beutegegenstände bildeten ausschließlich die Waare, welche dort zu einem Spottpreise losgeschlagen wurde. So kaufte man ein Pferd, was sonst 100 bis 200 Thaler kostete, für 5 Thaler und in demselben Verhältniß wurden Tücher,

\*) Der Herr Fürst von Isenburg hatte wahrscheinlich vergessen, daß Napoleon damals noch gar keine Kinder hatte.

Leinwand, Kleider, Seidenstoffe, Uhren, Silberzeug und Gold verhandelt. Auch das Wechselgeschäft nahm einen großen Aufschwung, denn die verschiedensten Papier- und Geldsorten circulirten bunt durcheinander. Man berechnete, daß das Haus Marburg und Schulze innerhalb drei Monaten hierbei allein 60,000 Thaler gewonnen hatte. Wie der Cours der Papier- und Münzsorten damals beschaffen war, geht daraus z. B. hervor, daß ein Jude 450 Thaler preussische Kassenanweisungen für acht Friedrichsdor kaufte und im Gasthof zum goldenen Adler am Dönhofsplaz wurden 100 Pfund niedersächsische Münz- und Courantforten für 100 Friedrichsdor veräußert.

Zu Anfang des Monats November traf der Divisionsgeneral Clarke in Berlin ein und trat seinen Posten als Generalgouverneur der Hauptstadt, der Alt-, Mittel-, Neu- und Uckermark, sowie Pommerns an. Eine seiner ersten Befanntmachungen war die Eintheilung der von der französischen Armee bisher eroberten preussischen Provinzen in das Departement von Berlin, von Küstrin, von Stettin und von Magdeburg, dann wurden alle bisherigen öffentlichen Beamten in ihren Stellen unter dem Vorbehalt bestätigt, durch eidliches Gelöbniß\*) das Versprechen abzulegen, auch ferner ihre Pflicht erfüllen, den Befehlen des Siegers Folge leisten und keine Verbindung oder Briefwechsel mit dessen Feinden unterhalten zu wollen. Endlich rief er auch eine Bürgergarde von 1200 Mann ins Leben, indem von den zwanzig Stadtvierteln hierzu jedes derselben 60 der wohlhabendsten Bürger stellen sollte. Der Zweck dieses Corps war, künftig im Verein mit der Garnison die Stadt zu bewachen, dann aber auch die Polizei bei Aufrechthaltung der Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu unterstützen. Dieses Institut blieb aber, obgleich es sich sehr nützlich hätte zeigen können, weit hinter dem praktischen Zwecke, den es erfüllen sollte, zurück. Auf der einen Seite waren dem einen Theil die Beschwerden des Dienstes viel zu unangenehm, und auf der anderen Seite versteckte sich hinter den glänzenden Uniformen und den Federbüschen die Eitelkeit des jüngeren Theils dieses Corps, so daß ein damaliger Schriftsteller sich hierüber in folgenden Worten äußerte: „Diese Herren bemühen sich mit Anstrengung aller Kräfte jenen brüskten Ton unsrer ehemaligen Gendarmenoffiziere zu treffen und jeder der Gelegenheit hat, diesen Menschen in Gesellschaften zu begegnen, gibt ihnen das Zeugniß, daß sie es schon ziemlich weit darin gebracht haben. Uebrigens,“ so fährt der Berichterstatter fort, „liefert die Organisation dieser Garde den Beweis, daß man in Berlin den strengen Ernst mehr liebt, als sanfte Gelindigkeit, daß man lieber handelt, wenn man muß, als wenn man darum ersucht wird. Als der König vor dem Ausmarsche der Garnison wünschte, daß die Bürger selbst und nicht durch Lohnwächter, den Dienst versehen möchten,

\*) Dies geschah in Berlin am 9. November.

da ging es durchaus nicht, da wandte der angesehenere Bürger ein: er könne nicht am Tage arbeiten und des Nachts Schildwacht stehen; als aber der Kaiser Napoleon befahl, da ward die Unmöglichkeit schnell zum leichten Spiel.“

In den Provinzen war man über das Verhalten der Berliner sehr ungehalten und beschuldigte sie auf Kosten ihres Patriotismus sich zu leicht in die neuen Verhältnisse gefunden zu haben. Indessen urtheilte man hierbei wol zu streng und trug dabei den eigenthümlichen Verhältnissen, die in jeder großen Stadt obwalten, zu wenig Rechnung. Der Kern der berliner Bürgerschaft blieb ebensogut wie anderwärts seiner vaterländischen Gesinnung treu, trug nur mit dumpfem Grolle das ihm aufgelegte Joch und bewahrte seine Gesinnung unveränderlich für die angestammte Regierung. Das hat auch Berlin in der späteren Zeit, als die Erhebung Preußens erfolgte, zur Genüge bewiesen, denn nicht allein wetteiferte es mit den übrigen Landestheilen an Opferbereitschaft, sondern seine Jugend war auch mit die erste, welche voll Begeisterung und in Masse herbeieilte, um an dem Freiheitskampfe der Nation theilzunehmen.

## Allgemeine Kunstausstellung in Paris.

### 1.

Preisvertheilungen. Große Ehrenmedaillen: Horace Bernet, Ingres, Delacroix, Cornelius, Decamp, Landseer, Leys, Heim. Graveur Henriquet Dupont. Sculptur: Rubde, Rietschel, Dumont, Duret.

Erste Medaillen: Meissonnier, Cogniet, Troyon, Robert Fleury, H. Flandrin, Couture, Hebert, Grant, Marechal, Tidemand, Willems, Schnez, Charles Müller, Rosa Bonheur, Knauß, Kaulbach, Cattermole, Achenbach, Robinson, Thornbourn, Höckert, Madrazo, Madame Herbelin Isabey, Francais, Brascassat, Leslie.

Wir haben lange nach einem Anhaltspunkte gesucht, unsere Ansichten über die Leistungen der pariser Kunstausstellung zu resumiren. Die Preisvertheilung gibt uns diesen gewünschten Anhaltspaden. Wir finden nämlich das Urtheil der internationalen Jury mit unserem Gefühle übereinstimmen, wenige Ausnahmen weggerechnet, und wir hätten nur wenig an ihrem Richterspruche auszusetzen. Zunächst können wir nicht lebhaft genug unsere Freude über den Muth der Jury aussprechen, den allmächtigen privilegierten Hofmaler Winterhalter übergangen zu haben. \*) Dieser Maler ist für die Kunst, was unsere

\*) Dieser Artikel war bereits geschrieben als wir erfuhren, daß gewisse Einflüsse sich bei der Commission geltend zu machen wußten und daß sie, die bisher so standhaft war, sich zu einer Art von Gnadenact erweichen ließ und den ersten Medaillen noch folgenden Anhang gab.